

<b>Zeitschrift:</b>	Wissen und Leben
<b>Herausgeber:</b>	Neue Helvetische Gesellschaft
<b>Band:</b>	17 (1916-1917)
<b>Artikel:</b>	Erinnerungen aus meinem Leben : Ergänzungen und Verdankungen, Schülern, Freunden und Verehrern gewidmet [Schluss]
<b>Autor:</b>	Winteler, Jost
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-764046">https://doi.org/10.5169/seals-764046</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# ERINNERUNGEN AUS MEINEM LEBEN

## ERGÄNZUNGEN UND VERDANKUNGEN, SCHÜLERN, FREUNDEN UND VEREHRERN GEWIDMET

(Schluss.)

### WIE ICH UMSATTELTE.

Schon als ich die Kantonsschule verlassen hatte, erklärte ich meinen Gönner, Pfarrer möchte ich nicht werden. Und da meine häuslichen Verhältnisse ein anderes Studium als dieses auszuschließen schienen, so wollte ich nach Amerika auswandern. Bundesrat Dr. Joachim Heer hatte mich dann ermuntert, auszuhalten. „Sie taugen nicht zum Squatter,“ sagte oder schrieb er mir, „werden Sie nur Theologe; mein Vetter, der Oswald Heer, ist auch erst Pfarrer gewesen und nun doch ein großer Naturforscher geworden.“

Dass sein Vetter ein Mann von gutem Hause, ich aber ein armer Schlucker war, der sich jedoch — und dies war das Schlimmste daran — durchaus nicht als solchen fühlte,<sup>1)</sup> scheint Heer übersehen zu haben. Auch mochte der ehemalige Gesandte am Berliner Hofe nicht verstehen, wie der theatralische Aufputz des Pfarramtes für mich ein kaum übersteigliches Hindernis bilden konnte. In unsren Bergtälern kam „der Heer“ nie anders als in feierlichem

<sup>1)</sup> Ich schrieb u. a. in meinem fünften Semester, unlange vor Beginn meiner Agaristeliebe, folgende Verse hin:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,  
Sprengt oft die Brust mir schier.  
Du, der ob unserm Schicksal thront,  
Du gabst zu vieles mir....

Du gabst mir alles! Meine Kraft  
Ist Ohnmacht seinem Drang:  
Was soll's dem Sterblichen! Er schafft  
Ja nur ein Leben lang.

So wird es sterben ohne Frucht,  
Dein heilig Samenkorn.  
O seltsam Schicksal, das verflucht,  
Was Segens voll gebor'n. —

Schwarz daher und verbrachte seine Zeit zumeist als eine Art Herrgöttli hinter den totenstillen Wänden eines Pfarrhauses. Man erzählte sich empört die haarsträubende Geschichte, daß da unten am Zürichsee, in Meilen, „ein gewisser Pfarrer Lang“ sich unterstehe, in fröhlicher Gesellschaft einen Kegelschuh mitzumachen. Meine Natur aber, wie vertrauensvoll und willig sie sich auchverständnisvoller Leitung fügte, versagte sich jedem Zwang, sie erschloß sich nur spontan, und der Widerwille gegen banale Veräußerlichung von Innerlichkeiten war bei mir so stark, wie bei zahlreichen Erscheinungen der Reformationszeit. Wenn man mich fragte, warum ich nicht Pfarrer werden wollte, war ich im stande zu antworten: aus Religion. — Die schon charakterisierte damalige Basler Luft mochte dann meinen Widerwillen noch verstärkt haben.

Und nun zogen allmählich die spezifisch theologischen Kollegien wie Gespenster herauf. Schon in Basel hatte ich neutestamentliche Theologie gehört, es kamen Fragen wie die der leiblichen Auferstehung. Bei solchen Fragen schloß die strenge Richtung die Augen, berief sich auf das geoffenbarte Wort Gottes und verlangte Glauben.

Die Vermittlungstheologie führte Eiertänze auf, die radikale Richtung aber verletzte nicht selten im Übereifer und aus Mangel an Feinsinnigkeit Gefühle, die mir von Kindheit auf heilig waren. Es wäre wohl nicht so schwer gewesen, unbefangenen Gemütern über diese Steine des Anstoßes und Ärgernisses hinwegzuhelfen; Christus ist ja wahrhaftig auferstanden, im Allerfeinsten und Allerhöchsten unserer Kultur steht er leibhaftig und lebendig vor uns, sein Geist schwebt sogar immer sieghafter über allem Grauen der Schlachtfelder. Er wird auch den Rückfall unserer Kultur in die Bestialität der Saurierzeit, den wir seit ungefähr einem halben Jahrhundert erleben, und woran nicht bloß das Tun und Reden, sondern auch das Aussehen führender Häupter gemahnt — siegreich überwinden. — Ich habe später in meinem religionsgeschichtlichen Unterricht solche Fragen ohne Mühe so behandelt, dass auch streng-kirchliche Schüler sich dabei beruhigten. Aber ich begann meine Kurse stets mit der Erklärung, dass es nicht in meiner Aufgabe liege, die Schüler zu lehren, was sie glauben sollten, sondern nur, ihnen klar zu machen, was die Menschen im Laufe der Geschichte geglaubt hatten. Auch konnte ich bei Schülern, die der Universi-

tät nahe standen, vieles voraussetzen. Aber in der kirchlich überaus erregten Zeit unserer Studienjahre standen sich die Gegensätze bis auf die Landgemeinden hinaus schroff gegenüber, gerade das Nebensächliche schien das Allerwichtigste, und so schien es mir gleich unmöglich, so heikle Dinge auf der Kanzel zu umgehen, wie sie zu erörtern.

Auch in Zürich war ich dann auf mir ungenießbare theologische Dinge gestoßen. Bei dem sehr geschätzten Alexander Schweizer hörte ich Dogmatik, die er in breitem, altzürcherischem Hochdeutsch vortrug. Der Mann war mir als Persönlichkeit sympathisch. Trotzdem aber hatte ich bei seiner Dogmatik ein ähnliches Gefühl, wie Scheffel hinsichtlich des Moralisierens, „mein Amt ist's nicht“. Seltamerweise erging es nachher mir, dem späteren Schulreorganisator in Murten, nicht besser mit der theoretischen Pädagogik, die ich bei dem sehr geschätzten Erzieher Stoy in Jena hörte. Es war mir zu viel begriffliche Haarspaltereи dabei. Methodik einzelner Fächer hingegen schätzte ich.

So blieb mir nichts anderes übrig, als die Theologie aufzugeben. Weil ich bis jetzt wesentlich nur geschichtlichen Studien obgelegen hatte, so war es an sich nicht schwierig, zum Lehramt überzugehen. Der Haken lag bloß darin, dass ich damit aller Unterstützung verlustig ging und nun selber für mich zu sorgen hatte. Für meinen seligen Vater war diese Veränderung jedenfalls nicht bloß ein Gegenstand großer Sorge, sondern er hatte in jungen Jahren den heißen Wunsch, Geistlicher zu werden, wegen mangelnder Mittel aufgeben müssen und hatte ihn dann auf mich übertragen. Nun wurde nochmals nichts daraus. Mein späteres sehnliches Verlangen, er möchte mich in meinem Unterrichte über religiöse Dinge sprechen hören, traf nur noch seinen Grabhügel, der ihn damals schon zwanzig Jahre deckte. —

Auch weiterhin nur Geschichte zu studieren und eine akademische Professur ins Auge zu fassen, ging meiner pekuniären Verhältnisse wegen nicht an. Ich musste mich zunächst auf eine mittlere Lehrstufe einrichten und zu diesem Zwecke ein zweites Fach hinzunehmen, wofür ich ohnehin besondere Gründe hatte.

Einer meiner Deutschlehrer am Gymnasium hatte mir bereits eine Schriftstellerlaufbahn vorausgesagt. Dass ich früh dichtete und am Gymnasium schon autodidaktisch-phonetische und mundartliche

Studien begann, ist erwähnt worden. Gerade diese Studien bedingten es dann, dass ich fortan die germanistische Richtung innerhalb der deutschen Philologie bevorzugte. Immerhin hatte ich ja auch bereits Wackernagel gehört und in Zürich hörte ich G. Kinkel, ein prächtiges und eindringliches Talent. Dazu umgab ihn der Nimbus seiner Gefangenschaft und abenteuerlichen Flucht. Wenn er über *Faust* (I. Teil) vortrug, schwoll das große Auditorium bis zu seinen Füßen an.

Zum weitern Betrieb meiner Deutschstudien bin ich nun nach Jena gegangen. Dass ich gerade Jena wählte, galt zunächst Leskien, der jedoch eben von da fortging. Außerdem kam ja dann der Krieg.

Auf meine weitern Studien in dieser Richtung einzugehen, bieten mir die Festgrüße von Käslin und von Wyß keinen Anlass. Ich gebe ja hier keine Lebensbeschreibung, sondern bloß Glossen zu dem, was sie vorgebracht haben.

Mein fünfjähriger Aufenthalt in deutschen Landen wäre ein Kapitel für sich. Hier nur einige Andeutungen. Als ich hinging, tat ich es in der Meinung, nicht wieder in die Schweiz zurückzukehren, deren Enge mich drückte. Ich fand dann aber die Dinge in Deutschland doch viel anders, als wie sie uns manche unserer romantisch und großdeutsch denkenden Lehrer dargestellt hatten, indem sie wie alttestamentliche Dichter ihre Zukunftsträume als gegenwärtige Tatsachen oder vergangene (mittelalterliche) Dinge als zukünftige Herrlichkeit geschildert hatten. Ich lernte als Hauslehrer Achtundvierziger kennen, die ihre studentischen Schwärmerien mit einer Art sibirischer Verbannung zu büßen hatten und unbefördert darin verkümmern mussten, vielleicht gerade, weil sie hervorragend tüchtig waren. — Auch forderten zu Vergleichen heraus jene fauchenden Beamten, die bei jeder bürgerlichen Einrede gleich den roten Puder ins Gesicht kriegten und deren untertänigster Aufblick zu Vorgesetzten ihre Herablassung für tiefer Stehende um so beleidigender machte. — Ich wohnte einer Vorversammlung bei zur erstmaligen Wahl eines Reichstagsabgeordneten und meinte danach, diese Leute seien ja politische Kinder. Wie hätte es auch anders sein können: Selbst in einer Universitätsstadt hatte der Untertan vorher nicht die bescheidensten politischen Rechte besessen. —

Dabei lebte sich's indessen als Schweizer, den das nichts anging, wohltuend beschaulich in diesen Landen; unsere unaufhörlichen

Aufregungen und Wühlereien gab es da nicht, und auch sonst würdigte ich manches Gute, das uns in der Republik versagt ist. Allerdings fand ich auch im „Großen Kanton“ noch nicht, was mir am höchsten gestanden hätte, den weiteren Horizont, den es damals auch in Deutschland noch nicht gab. Wohl aber imponierte mir die fachliche Gediegenheit der Beamten und vor allem der Gelehrten. In dem „gemütlichen Thüringen“ gab es auch liebe Menschen unter der Bürgerlichkeit. — Als nun aber die 1874<sup>er</sup> Bundesverfassungsrevision kam, da war es mir, als erschalle vom Schifflein Helvetia der Kommandoruf: Alle Mann auf Deck! — Ich war noch des Glaubens, eine Verfassung könne Menschen und Dinge mit einem Schlag ändern. So kehrte ich in die Schweiz zurück, nachdem ich ein nicht allzugroßes, aber lehrreiches Stück Fremde gesehen hatte und zwar gesehen mit eigenen, nicht mit fremden Augen.

### DIE LOCHERSCHE STAATSUMWÄLZUNG

In scharfem Kontrast zu der Stimmung meiner Universitätssemester in Zürich steht, schon *vor* der „Gründer- und Schwindelzeit“, die in jähem Absturz der geschilderten Jugendherrlichkeit ein Ende machte, eine politische Veränderung, die in Zürich bereits während meines ersten Semesters sich vollzog (1867), aber naturgemäß erst in der Folgezeit ihre ganze Bedeutung entwickelte. Ich war zwar untätiger Zuschauer dabei, denn wir damalige Studenten meinten noch nicht, dass das Ei klüger sein soll, als die Henne. Aber sie gab mir doch zu denken und gehört insofern auch zu meiner geschichtlichen Vorbildung.

Alfred Escher hatte in Zürich eine Art Tyrannis errichtet mit deren bekannten Vorzügen und Schwächen. Ich selbst habe mit angesehen, wie er von Bahnhofangestellten untertanig, als wäre er der Landesfürst, durch den ältesten Bahnhof Zürichs „gehängelet“ wurde. Er war ja gichtbrüchig, aber es war doch etwas daran, was mich verdroß, vermutlich das „Nordostbahnkönigtum“ mit seinem Hofstaat von Bundesbaronen.

Diese politische Einrichtung segelte unter der Flagge einer Repräsentativdemokratie der liberalen Aera, der man bekanntlich überaus viel verdankt. Aber die „Repräsentanten“ d. h. die Kantonsräte hätten bei der immer komplizierteren modernen Arbeitsteilung auf allen Gebieten allwissend sein müssen, um die überlegene

Intelligenz und das Organisationstalent eines Mannes, wie Alfred Escher, im Zaume zu halten. So wie sie waren, wurden sie von den unsichtbaren Fäden seiner Organisation gelenkt als gefügige Werkzeuge. Schließlich wohl auch unter dem Einfluss dieser Organisation gewählt. Darum spottete man im St. Gallischen, wo sich ja immer sofort spiegelt, was in Zürich vorgeht, schon in den fünfziger Jahren, wenn der Kantonsrat tagte: „De Groß Roth und de chli Verstand sind ben enand.“ Eine gewisse Korruption ist mit solchen Systemen unzertrennlich verbunden. Diese hatte man schließlich in weiten Kreisen satt, und so konnte denn eine Gruppe an sich nicht eben bedeutender junger Männer, Locher an der Spitze, Erfolg haben, als sie mit einem Verfahren einsetzten, das man jetzt eine Verleumdungskampagne nennt und das als eines der neuen Hilfsmittel im Kriege nun beinahe schon ein „ehrbares Handwerk“ geworden ist. An sich war es nicht neu. Die Zeit der „Umwertung aller Werte“ in Griechenland, das Zeitalter der Sophisten in Verbindung mit dem Einfluss unerfahrener Volksmassen auf das Staatsleben, hatte es reichlich gekannt, es war in der Renaissance mit der übrigen Antike wieder auferstanden, von den Jesuiten eifrig praktiziert worden und kurz vor unserer Zürcher Bewegung hatte es die großdeutsche *Augsburger Allgemeine* gegen Napoleon III und sein Paris in Szene gesetzt. Aber so unschweizerisch ein solches Gebahren seinem innersten Wesen nach ist, musste es bei unserm leichtgläubigen Volke doch verfangen. Man ließ sich nun einreden, den Mohren in Grönland zu suchen, das repräsentative System sollte an allem schuld sein, weil es allerdings, mangels einer zeitgemäßen Umformung, die Diktatur Eschers nicht *verhindert* hatte. Die Volksvertretung hätte nach dem Prinzip fachmännischer Kommissionen weitergebildet werden müssen, wozu ja schon die Brunsche Zunftverfassung (von 1336!) mit ihren italienischen und vielleicht englischen Vorbildern den Keim enthalten hätte. Die Räte müssten freilich solche Kommissionen nicht nur aus ihrer Mitte bestellen, sondern — weil ja bei der Wahl der Räte nicht alle künftigen Vorkommnisse in Betracht gezogen werden können — aus dem Gesamtvolke heraus küren, wie gewisse monarchische Staaten ihre Minister nicht nur den Parlamenten entnehmen, oder ein Papst nicht allemal erst Kardinal gewesen zu sein braucht. An einer solchen Schranke hätten die übergrifflichen Künste eines sonst

genialen Staatsmanns ihre Korrektur gefunden. Aber der Unwille gegen ein Extrem führte ins andere Extrem, der Zorn ist ein schlechter Berater. Dazu kam die Macht neuer Schlagwörter, die alle mit „Volk“ begannen. In solchen Zeiten will das Volk beileibe nichts vom Alten und von der Erfahrung lernen, einen Messias will es haben und der muss „öppis Ugsinnet“ verkündigen. Es ist den klugen Athenern auch nicht besser ergangen. Nach dem Sturze der Tyrannis schienen ihnen die Mittel, deren Wiederkehr zu verunmöglichen, die Hauptsache zu sein und damit gelangten sie Schritt für Schritt zur „reinen Demokratie“ des Perikles, d. h. zu einer geistigen Tyrannis mit dem Schein einer Volkssouveränität auf Grund allgemeinen und gleichen Stimmrechts, und dann, im Kampfe mit dem schlauen und skrupellosen Sparta, zum Absturz.

Es war also kaum angebracht, wenn man sich nun in der Schweiz, zur Ausbreitung der zürcherischen Neuerung, auf Athen berief, und auch die Berufung auf Rousseau und die französische Revolution taugte wenig. Diese erweisen sich als wirksam nur in der Verneinung von Bestehendem, beim Aufbau eines Neuen haperte es gewaltig. Auch der Hinweis auf die schweizerischen Landsgemeindekantone ist unpassend. Die Landsgemeinden sind ja ganz zweckmäßig, so lange es sich (wie in Altgermanien) um die Nutznießung von Allmenden und ähnliche Dinge handelt, worin jeder Teilnehmer ein Fachmann ist. Bei verwickelteren Verhältnissen mussten sich auch in der innern Schweiz (wie schon in den italienischen Städten) Patriziate bilden, wobei die Intelligenz die Führung übernahm. Zu beachten ist auch, dass die Landsgemeinden den Stimmzwang nicht kennen, so dass die Bevölkerung der Hauptorte mit ihrer größeren Bildung und Erfahrung zur Geltung kommt. — Das alles wurde nun übersehen, und auch, dass es ein kapitaler Unterschied ist, ob es beim allgemeinen und gleichen Stimmrecht die Wahl von Volksvertretern, oder aber die Entscheidung über Staatsordnungen und die Wahl von Staatsmännern gilt, deren fachmännische Eignung man muss beurteilen können. Dass Jeder das gleiche Recht habe, durch seine Stimmabgabe einen Mann bestellen zu helfen, der ihn in seinen Interessen besser vertreten kann, als er es selber zu tun vermöchte, das ist so natürlich, wie dass es in einem Prozesse Jedem freisteht, für einen Anwalt zu sorgen. Für jene andern Entscheidungen hingegen ist

doch klarlich entsprechende Fachkenntnis erforderlich, ohne die ein vernünftiges Urteil nicht möglich ist. Es fällt doch im täglichen Leben niemand ein, zum Uhrmacher zu laufen, wenn ein Pferd beschlagen werden soll, oder einen Holzhacker anzustellen, um die Geschäfte eines Lokomotivführers zu besorgen. Aber nach dem Gebot der „reinen Demokratie“ habe ich schon über Gesetze betreffend Viehmängel abstimmen müssen und haben umgekehrt Emmentaler Bauern zu entscheiden gehabt, ob eine hauptstädtische Kantonsschule in Bern besser sei oder kommunale Mittelschulen in allen größeren Gemeinwesen. Es liegt doch klar am Tage, dass solche Fragen in verständiger Weise nur von fachkundigen Leuten beurteilt werden können! Eine Ungerechtigkeit läge nur vor, wenn zuständigen Leuten verwehrt würde, ihre Meinung zur Geltung zu bringen. Denn zum Staatsleben soll Jeder so viel zu sagen haben, als er davon versteht. Und das Ziel der Demokratie, recht Viele zu einem möglichst hohen Grade des Verständnisses emporzubringen, ist edel. Auch staatsmännisch klug. *Alle*, ist ein ethisches — Ideal.

Solche Erwägungen sind nun aber nicht nur am Platze, wenn es gilt, über Gesetze abzustimmen, die fachmännischen Charakter haben, sondern auch, wenn Beamte zu wählen sind mit fachmännischen Funktionen. Der Hirt ist nicht imstande über die Befähigung zum Gelehrten zu entscheiden. So wäre auch nur ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung fähig, einen Bundesrat zu küren, weil dazu nötig ist, zu wissen, was so ein Mann zu tun hat, und nicht minder, ob dieser oder jener Bewerber das Zeug dazu hat, es in ausgezeichneter Weise zu tun. Es kann ja von einem Missgriff, z. B. in der Besetzung des Departements des Auswärtigen, nicht bloß Wohl und Weh des Staates, sondern geradezu dessen Existenz abhängen.

Was für beschränkte Ansichten in dieser Beziehung oft umgehen, dafür ein paar Beispiele. Ein kleinbürgerlicher Mann, mit dem ich im Bahnwagen über die Wahl eines Bundesrates sprach, wobei bedauert wurde, dass eine gewisse Persönlichkeit wegen großer Familie bei unzulänglichem Vermögen nicht in Betracht kommen könne, meinte: „Es ist einen au en Narr, wenn er e söttige Poste hed und lueget nid, as er zu seiner Sach chund.“ — Ein anderer, als er hörte, dass ein Kollege von mir sich mit

Politik abgebe, zuckte die Achseln: „Was will der in der Politik? Er hat ja kein Geld.“

Wer möchte behaupten, es seien dies Ausnahmen? Soll ich hier gleich noch sagen, was nach des Volkes Meinung landauf landab bei uns ein Professor ist? Das ist ein Mann, der zwischen Himmel und Erde schwebt, sich mit Dingen beschäftigt, die weder kalt noch warm geben, den man selbstverständlich auch beschwindeln kann und muss, denn er schwimmt per se im Gelde, um das man ihn nach Kräften erleichtern soll. — Erfahren diese Leute einmal, dass ein Professor etwas ganz anderes ist, dann sind sie tief erstaunt.

Wollen wir diesen Menschen nicht auch gleich noch die Wahl der Professoren übertragen? Man hat in dieser Richtung so vieles getan, was man allgemein als unnötig empfand, bloß um der schönen Augen der „reinen Demokratie“ willen, pardon, „der Folgerichtigkeit des Prinzips wegen“ — dass es auf einen Unsinn mehr oder weniger nicht mehr ankommt.

Man wendet vielleicht ein, alles Wissen und alle Einsicht, die zu einer gegebenen Zeit vorhanden seien, steckten doch in der Gesamtheit des Volkes und würden sich trotz der Verbohrtheit Einzelner schon Bahn brechen. Das ist so eine der Voraussetzungen der „reinen Demokratie“. Wäre der Satz richtig, so hätte die Menschheit niemals irren können. Denn schließlich beruht jede Staatsform ursprünglich irgendwie auf einer Gutheißung durch ihr Volk. Und alle ihre Mängel und Ausartungen sind mithin eine Folge des Irrtums oder mangelnder Voraussicht ihrer Begründer, die die Billigung der Gesamtheit hinter sich hatten. Die Gesamtheit ist also so wenig unfehlbar, wie der einzelne Bürger. Und ebensowenig unfehlbar ist jede Methode, nach der man das beste, was ein Volk ist und weiß, aus diesem herausdestillieren will.

Alsdann aber ist ein Volk noch lange nicht die Menschheit. In der Menschheit mag zu einer gegebenen Zeit viel Einsicht vorhanden sein. Dabei kann ein einzelnes Volk sich in schweren Irrungen bewegen. Sogar innerhalb der kleinen Schweiz gilt das von der Eidgenossenschaft gegenüber den Kantonen oder von den Kantonen untereinander.

Alle geschichtliche Erfahrung und auch die Naturwissenschaft kennt nirgends Gleichheit der Menschen oder anderer Geschöpfe. Es

wäre auch höchst langweilig, wenn sie existierte. Übrigens bediente man sich des Schlagwortes von der Gleichheit der Menschen in der Zeit der französischen Revolution, um Missverhältnisse abzuschaffen, die wir nicht mehr haben. Es kommt in der Geschichte nicht selten vor, dass irrite Meinungen erfolgreicher wirken, als richtige Erkenntnisse. Was man eigentlich auch damals mit der Gleichheit allein meinte und meinen konnte, war Billigkeit, équité, nicht égalité. Und Billigkeit allerdings soll unter Menschen herrschen.

Natürlich ändern Proporz und andere Raffiniertheiten im Ausbau der Volksrechte nichts an der Hauptsache, d. h. an der Voraussetzung, dass jedermann über alle Materien urteilsfähig sei. Wir hätten von Frankreich, das mit solchen Spielereien viel Zeit und Kraft vergeudet hat, Gescheiteres lernen können.\*

Wie man sich auch in politischen Dingen verrechnen kann, dafür ist das Referendum ein lehrreiches Beispiel. Es galt im Sinne seiner Urheber als ein Schlusstein des Gebäudes der „reinen Demokratie“. Nun sagt uns der hochangesehene Rechtslehrer Professor Dr. Fritz Fleiner, den ich die Ehre habe, unter meine dankbaren Schüler zu zählen: „Das Referendum wirkt in der Schweiz wie ein konservatives Oberhaus“ (*Neue Zürcher Zeitung* Nr. 1965 d. J.). Das blaUBLÜTIGE Oberhaus, dem vielleicht bei der Brunschen Reform in Zürich die Ratsfraktion der Konstafel nachgebildet war, war in England bekanntlich ursprünglich ein Radschuh und dann ein Hemmschuh, so dass es zu Cromwells Zeit abgeschafft, neuerdings aber umgestaltet worden ist.

Ein gescheiter Kopf hat einmal gesagt: Die Politik der Repräsentativdemokratie sei eine Politik des Vertrauens gewesen, die der „reinen Demokratie“ sei eine solche des Misstrauens. Das Misstrauen ist ausgedrückt durch Referendum und Initiative. Der Groß- oder Kantonsrat war in ersterem Falle bestellt als ein sachverständiger Meister zur Besorgung der Staatsgeschäfte. Nun ist er bloß ein Gehilfe, dem das Volk auf die Finger sehen will, weil es entweder seiner Fähigkeit oder seiner Redlichkeit nicht traut.

Der Mangel an Vertrauen in die Vorgesetzten lähmt aber bekanntlich die Tatkraft eines Volkes.

Die festen Stützen einer Republik sind nicht johlende Pöbelhaufen, sondern die allgemeine Geltung des sachkundigen Urteils und der sittlichen Tat.

Die Lochersche Demokratie gefährdet beides. Sie untergräbt die Achtung der Gebildeten für einen also organisierten Staat und weckt in ihnen die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen einer modernen Monarchie. Der später zu erwähnende Professor Alexander Schweizer in Zürich soll nach Einführung der neuen Staatsordnung gesagt haben: Wenn seine Stimme nun nicht mehr zu gelten habe, als die des Ersten Besten, so sei es überflüssig, dass er zur Stimmurne gehe. Das ist die Stimmung, aus welcher heraus unter nicht unähnlichen Umständen Horaz, ein verekelter Republikaner, sein *Odi profanum vulgus et arceo*<sup>1)</sup> — gedichtet und Fritz Reuter zwischen Tür und Schloss sein: *Ji sit mi vel tau dümm* — in den Bart gebrummt hat. Denn eine Demokratie dieser Art zieht in den Massen den Dünkel der Allwissenheit groß, was die jetzige Kriegszeit schlagend dartut. Leute, die kaum lesen und schreiben können, geschweige denn eine Weltkarte kennen, verzapfen da zwischen Käsblatt und Jass irgendwo aufgeschnappte Ansichten, an denen nichts bewundernswert ist, als der Unfehlbarkeitston, in dem sie vorgetragen werden. Belehrung solcher Leute ist unmöglich. Natürlich, denn woher sollen sie wissen, wie viel dazu gehört, um über solche Dinge eine Meinung zu haben? Und so fehlt ihnen auch die Einsicht in ihre Unzulänglichkeit.

Zur Stimmurne gehen, heißt eine Amtspflicht erfüllen. „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu.“ — Möchte dem so sein! — Ich möchte ja Referendum und Initiative, sofern sie fakultativ sind, nicht unter allen Umständen verwerfen. Sie lassen sich vernünftig ausgestalten. Man vergesse nur ja nie, dass die Politik die Kunst des Möglichen ist. Also eine Kunst, keine Wissenschaft, wofür alle Doktrinäre sie fälschlich halten, weil diese Kunst allerdings breitestes Wissen voraussetzt. — Es gibt auf manche Fragen keine runde Antwort, so auch keine auf die Frage nach der Methode, nach welcher unter allen Umständen unfehlbar die beste Staatsform gefunden werden könnte. Dass die Lochersche „neue Demokratie“ eine solche Methode auch nicht ist, dürfte keines Beweises mehr bedürfen. Aber auch von ihr gilt: Prüfet alles und das Beste behaltet. Lenau in seinem bekannten Gedichte *An die Biologen* spottet ja freilich: „Das Meer ist groß, die Nuss ist klein — Sucht, sucht!“ — Aber man darf auch nicht so

<sup>1)</sup> Ich hasse dummes Volk und halt's vom Leib.

pessimistisch sein. Für ein gegebenes Volk gibt es zu einer gegebenen Zeit allerdings eine leidlichste Staatsform. Nicht mehr, das ist wahr, aber Vollkommenes gibt es auf Erden nie, darf es nicht geben, der Mensch vertrüge es nicht. — Auch die spontanen Äußerungen der Volksseele haben schon Großes vollbracht. Man denke an die Reformations- oder Revolutionszeit. Als 1638 Karl I von England schläulings in systematischer Perfidie der Unabhängigkeit Schottlands Schlingen legte, und die Großen des Landes, die „Intellektuellen“, freiwillig oder gezwungen, ihm Heeresfolge leisteten, da brach in der Kathedrale von Edinburgh das Volk los. Von jenen Intellektuellen meinten dann die, die so gerne das Volk für sich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen, wenn sie zu feige sind, es selber zu tun: „Bileams Esel hat gemeutert.“ Ja, Bileams Esel (4. Mose 22,28) war ein ganz gewöhnlicher Esel, aber diesmal hatte er eben recht, weil ein Höherer aus ihm sprach. Vox populi, vox Dei. — Solche Volksbewegungen röhren dann freilich auch die Hefe der menschlichen Gesellschaft auf, und wenn deren Kultur zuvor bloß von einer Oberschicht getragen war, so führt dies, indem nun die Ellenbogennaturen, die vorher nichts bedeutet hatten, mit ihren niedrigen Instinkten und Gewohnheiten zur Geltung kommen, zu Vergröberungen und Kulturrückschlägen, es ist eine Völkerwanderung von unten nach oben statt von Osten nach Westen, wie ich meinen Schülern zu sagen pflegte. Das ist in Frankreich durch die französische Revolution geschehen, bei uns durch die Lochersche Bewegung, und in Deutschland durch die politische Einigung und die dadurch bedingte Machtstellung. — Verhinderungsmittel: Möglichst wenig Kulturhefe entstehen lassen! —

Ob die Lochersche Staatsumwälzung geheime Hintergründe hatte — wer kann's wissen! Sie gehört in die gleiche Zeit mit den Präliminarien zum Gotthardvertrage, der ohne Zweifel großdeutsche Erwägungen in sich barg, und liegt zwischen 1866 und 1870. Tatsache ist, dass sie, trotz ihrem fast knabhaften Beginne, bald die ton-angebende Schweiz hinter sich hatte, und dass damit dem späteren „Wühlen Sie lustig drauf los!“ Tür und Tor geöffnet war. — Als ich sie in reifern Jahren bei den gutmütigen, langsamen, wenn auch nachhaltigen Bernern antraf und ihrer Handhabung unter diesen gewahr wurde, da stiegen mir erst Gedanken auf, wie die oben entwickelten. Ich fing an, ernstlich zu überlegen, ob ein richtig

patriarchalisch konservatives Regiment, etwa im Stile Attinghausens in Schillers *Tell*, nicht viel besser sei, als eine oft so unreinliche „reine Demokratie“. Ein radikaler Berner meinte damals, ich sei am Ende doch noch so ein konservativer donders Glarner. Mein Schicksal wollte mich aber vor Einseitigkeit bewahren und schickte mich zur Kur in den Kanton Freiburg. — Beiderlei Erfahrungen, wie vorher der Aufenthalt in Deutschland, gehörten natürlich in hohem Grade zu meiner historischen Ausbildung.

### MEINE MURTENER ZEIT

Wie ich als Schuldirektor nach Murten kam, werde ich in anderem Zusammenhange berühren. Man hatte mir dieses Amt als eine leichte Stelle angepriesen, die ich ebensowohl zur Erholung als zur Weiterführung meiner wissenschaftlichen Arbeiten sehr nötig gehabt hätte. Mein Vorgänger hatte sie sich auch leicht gemacht. Ich aber hatte nicht bloß die Direktionsgeschäfte für 14 Lehrkräfte und 1100 Schüler nebst 27 Unterrichtsstunden (bisweilen noch Gratis-Privatstunden dazu!) zu übernehmen, sondern, nachdem ich dort war, rückte man auch mit der Mitteilung heraus, alle Instanzen mit der Erziehungsdirektion an der Spitze hätten beschlossen, dass ich eine Reorganisation der Schule (fünf Primar-, vier Mädchen- und fünf Knabensekundarschulklassen, letztere mit fakultativem Latein und Griechisch) vorzunehmen hätte. Eine verfängliche Aufgabe, die zur Zufriedenheit zu lösen schon einem Vor-Vorgänger, einem tüchtigen Pädagogen, nicht gelungen war. Weil die Sekundarklassen obligatorisch waren, gab es keine ausgebauten Primarschulen. Die intellektuelle Minderwertigkeit staute sich an in der fünften Primarklasse und wirkte versumpfend nach unten und nach oben. Ich habe, meines Wissens als erster in dieser Sache an öffentlicher Schule, das Problem gelöst durch Teilung der zwei untern Klassen der Sekundarschule nach Fähigkeitsunterschieden statt nach dem Geschlechte. Das Obligatorium der Sekundarschule blieb weiter bestehen.

Wenig später ist, wie man mir gesagt hat, im aargauischen Baden, vor unlanger Zeit auch in Aarau (beides ohne mein Zutun) derselbe Gedanke in ähnlicher Weise verwirklicht worden; im Kanton Zürich scheint die Sache eben im Fluss zu sein. Vielleicht könnten die Einzelheiten meiner Anordnungen dabei noch jetzt

von Interesse sein, natürlich ist aber hier nicht der Ort, darauf einzutreten. Nur noch die eine Bemerkung, dass die Achillesferse dieser Einrichtung in der Schwierigkeit liegt, völlig unbestechliche, keinerlei Einflüssen zugängliche Männer zu finden für die Entscheidung über die A- und die B-Intelligenzen (wie ich sie nannte). Ich habe daher eine Reihe besonderer Vorkehrungen getroffen, um dieser Gefahr zu begegnen.

Kaum war ich mit dieser Schwierigkeit zu Rande, so brach ein Donnerwetter los.

Als ich nach Murten kam, waren im Kanton Freiburg die *Bienpublicards* am Ruder, strengkatholische, hochkonservative Ehrenmänner, mit denen sich's vorzüglich auskommen ließ. Nun aber wurde ihr Regime gestürzt von einer Gruppe ultramontaner Heißsporne à la Respini im Tessin, die unter dem Namen der *Numéro Treize* und der *Buchdruckerei des heiligen Paulus* sich wohl schon lange im stillen auf diesen Coup vorbereitet hatte. Mit vollendeter Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel suchte sie jeden Widerstand zu brechen und einen „Musterstaat“ in ihrem Sinne zu begründen. Die übrige Schweiz hieß ihnen *l'étranger*, das Ausland. Murten als ein Hauptzentrum der liberalen Opposition, bekanntlich seinerzeit durch eine bedenkliche Mogelei unnatürlicherweise zum Kanton Freiburg statt zum Kanton Bern geschlagen und noch immer vom Kanton Bern aus in eidgenössischen Fragen ins Feuer geschickt, im übrigen aber sich selber überlassen, sollte nun zur Bedeutungslosigkeit niedergedrückt werden. Bei einem gesunden, vergleichsweise milden Klima wunderlich gelegen, war der Ort erheblicher Entwicklung fähig, war aber durch die Entsumpfung des großen Mooses um seinen Hafen und auch sonst zu Schaden gekommen, und der Staat heimste wohl die Vorteile dieser Unternehmung ein, überließ aber den Gemeinden die Lasten. Es musste ja Geld her für die gewiss jetzt schon in Aussicht genommene neue katholische Universität, wobei die protestantischen Teile des Kantons mitzuzahlen hatten. Von den Beamten wurde nun, ohne alle Rücksicht auf Tüchtigkeit und Verdienste, entfernt, wer den Tappolets irgend quer lag, denn — das hatte man Preußen oder kirchlichen Vorbildern richtig abgelauscht — das Regime stützte sich auf ein durchaus willfähriges Beamtenheer, mit dem die Kirche das ihrige vereinigte gemäß be-

liebtem Bündnis von Tron und Altar. Der Staatsrat wählte damals z. B. die Gemeindeammänner (sie hießen offiziell *agents du gouvernement*), die Zivilstandsbeamten, sämtliche Lehrer und Lehrerinnen, nota bene mit vierjährlichem Bestätigungsrecht der Wahlbehörde, d. h. des Staatsrates. Der Gemeinde stand allerdings für die Lehrerwahlen erstmals ein *préavis* zu, welches Wort seit Menschen-gedenken im Sinne eines Vorschlagsrechtes gehandhabt worden war in der Weise, dass die Schulkommissionen aus der Zahl der Bewerber der Regierung drei zur Auswahl präsentierten. Wir werden sehen, dass das nur ein Scheinrecht war. — Der Staatsrat im Bunde mit der Kirche wählte also im Grunde seinen eigenen Wähler, indem unter dem Einflusse der beiderlei Beamten die Großratswahlen zu stande kamen. Der Große Rat war ein Spielzeug der Regierung. Nicht unähnlich übrigens dem System Alfred Eschers. — Und bei alledem steht an der Spitze der freiburgischen Verfassung, wenn ich mich recht erinnere: *Le canton de Fribourg est un état démocratique*. Natürlich nur zu handen der Bundesversammlung, welche die Verfassungen, nicht aber die Gesetzgebungen der Kantone zu genehmigen hat.

Nach zahlreichen Gewaltsamkeiten der neuen Regenten traten die freisinnigen Murtenbieter zusammen und bestellten ein Aktionskomitee, in welches auch ich (und zwar mit der höchsten Stimmenzahl) gewählt wurde, weil das Komitee für jedes wichtigere Gebiet einen Vertreter haben sollte. Ich war also zur Wahrnehmung der Interessen der Schule bestellt und habe in dieser Eigenschaft und gemäß erhaltenem Auftrag ein unglaublich einseitiges und oberflächliches Machwerk eines Entwurfes zu einem neuen Schulgesetz, zu dessen Begutachtung man übrigens offiziell eingeladen war, schonungslos, aber nicht ohne starken Erfolg, zerzaust. Die Regierung mußte den Entwurf, wie ich ihr riet, in den Papierkorb werfen, d. h. von seinen 111 Artikeln 70 ändern und zwar vierzigmal nach meinen Vorschlägen. Erst diesen neuen Entwurf legte man nun dem Großen Rate vor, aber unter dem Vorgeben, *das* sei der Entwurf, den der freche Schuldirektor von Murten so arg gescholten hätte! — Darauf ließ mir Python, der allmächtige Gebieter des neuen Kurses, zu wissen tun: „*Le directeur peut faire son paquet.*“ Aber nicht darum, sondern weil man bei einer wichtigen Lehrerwahl unsren „Vorschlag“ gar nicht beachtete und allem Herkommen

entgegen weit außerhalb desselben wählte, wandten wir uns schließlich an den Bundesrat. Ruchonnet erklärte uns: „Que voulez-vous, Messieurs? Nous savons très bien ce que c'est que ces articles de la constitution fribourgeoise. C'est du caoutchouc. Dans les lois ils en font ce qu'ils veulent, et pour cette matière nous sommes incompétents“. Er griff den Littré vom Büchergestell herunter, legte ihn vor uns hin und sagte weiter: „Messieurs, cherchez ce mot: *préavis*, vous ne le trouverez pas“. *Présentation* hätte in bindender Weise das ausgedrückt, wofür *préavis* bis dahin gegolten hatte. — Dem ist nur noch beizufügen, dass alt Staatsrat Bise mit zynischem Hohn sogar in der Presse eingestand, er habe ein und dasselbe Gesetz, trotz bundesgerichtlicher Entscheidung, für das Murtenbiet anders interpretiert, als für die andern Bezirke. (Es handelte sich hiebei um eine gewisse Erbschaftssteuer.) Er habe gedacht, die Leute würden ja schon reklamieren, wenn ihnen unrecht geschähe. — Bei jener Audienz aber sagte Bundesrat Welti zu uns: „Wir können hundertmal überzeugt sein, dass Ihnen unrecht geschieht, machen können wir jedoch nichts.“ Schenk brummte bloß etwas in seinen Bart hinein, weiter sagte er nichts.

*Sur le préavis* in der Formel: Le Conseil d'Etat, sur le préavis de la commune, élit etc. hieß also den Herren in Freiburg jetzt bloß so viel wie „nachdem er von dem Wunsche der Gemeinde Kenntnis genommen“. Einen Wunsch kann man berücksichtigen oder nicht. Und damit war auch die Schule rechtlos dem derzeitigen Regime ausgeliefert. Ich sah nun wohl, dass ich den guten Murtñern nichts weiter nützen konnte und gab meine Entlassung ein, trotzdem ich nicht im mindesten wusste, was aus mir und meiner Familie (sieben unerzogene Kinder!) werden sollte. Von Freiburg aus verlautete auch so etwas, wie „se soumettre ou se démettre“, damals ein geflügeltes Wort bekannten Ursprungs. Trotzdem nun die gesamte stimmfähige Bürgerschaft, die Schulkommission, schließlich auch die Studienkommission (eine Art Erziehungsrat) mich ersuchten zu bleiben, musste ich mein schönes Werk verlassen. Denn im Sommer 1884, d. h. ein Vierteljahr später, mußten die Bestätigungswahlen kommen, Ich wollte mich nicht auf die Gasse setzen lassen oder zu Kreuze kriechen. Der Schulkommission aber erwiderte ich einfach: „Mein Schild ist blank, ich möchte keinen Flecken darauf.“ Mancher dürfte erstaunt fragen, wie so derartige Zustände und Vorkommnisse in der „freien

Schweiz“ möglich seien. Auch im Aargau schüttelte man den Kopf, wenn ich davon erzählte. Die Erklärung ist sehr einfach: Jeder Kanton führt sein Eigenleben und kümmert sich wenig um das, was im andern vorgeht, kennt das auch höchstens nach der Außenseite. Und so hatten denn die Freiburger Tappolets so Unrecht nicht, wenn sie die übrige Schweiz L'étranger hießen. Diese war ihnen fremd und sie dieser.

Wie durch ein Wunder wurde ich nun an die Geschichtsprofessur des Gymnasiums der aargauischen Kantonsschule berufen. Vermutlich war das ein Werk von Freunden, die den damaligen aargauischen Erziehungsdirektor Karrer, einen vortrefflichen Mann, bestimmt haben werden. Eines Samstags schloss ich meine Amtspflichten in Murten ab, am Montag darauf frühmorgens begann ich an der obersten Gymnasialklasse in Aarau meinen Geschichtsunterricht. — Niemand hat mir je den Vorwurf gemacht, dass ich die herben Erfahrungen in Freiburg in meinen Geschichtsunterricht hineingetragen hätte. Ich sagte auch manchmal: Ich glaube, ich habe an der katholischen Kirche schon manches Gute hervorgehoben, woran sie selber noch nie gedacht hat. —

Man hat die braven Murtner, natürlich von ihren Gegnern aus, in der Schweiz herum in den Misskredit überradikaler Heißsporne gebracht, sie als eine Art *enfants terribles* hingestellt. Für die Zeit meines Daseins und seither ist dies vollkommen unzutreffend. Sie kämpften einfach für anderswo selbstverständliche Bürgerrechte, mit einer Hingabe und einer Ausdauer, die in der Eidgenossenschaft als mustergültig hingestellt werden dürfen. Ich habe nirgends in der Schweiz einen reinen Patriotismus gefunden. Ich sage das nicht, weil sie mich so zu sagen auf den Händen getragen und mir die rührendste Anhänglichkeit bewahrt haben, so lange die alte Garde noch ungebrochen da stand. Jetzt natürlich bin ich dem Gesichtskreise der jüngern Generation entschwunden. Dafür scheint es nun doch auch im Kanton Freiburg endlich zu tagen.

Eine Beobachtung mag dieses Erlebnis beschließen. Ich hatte in meiner Stellung in Murten oft öffentlich zu sprechen. Dazu war ich dort immer aufgelegt, das dortige Publikum schloss mich auf. So war es auch immer bei mir, wenn ich vor meinen Schülern stand. Da wusste ich stets, was ich ihnen zu sagen hatte, auch

wenn ich ausnahmsweise einmal mir nicht vorher zurechtgelegt hatte, was ich ihnen sagen wollte. — Hingegen gab es anderswo auch Publikum, das mich vernagelte. — Geschah mir dies Einzelnen gegenüber, dann stand es mit diesen ganz gewiss nicht richtig. Ihnen gegenüber erschloss ich mich nur im Zorn, und dann stets zutreffend. — Unter guten Menschen tat sich meine Seele allezeit freudig auf.

### MEIN RELIGIONSGESCHICHTLICHER UNTERRICHT

Käslin schreibt, dass mir der religionsgeschichtliche Unterricht besonders gut gelegen habe. Das veranlasst mich, einem möglichen und sicherlich vorgekommenen Missverständnis entgegenzutreten, als ob ich durch unsicheres Herumtasten auf verschiedenen Gebieten es selber verschuldet hätte, wenn mein Leben durch das, was es hätte bedeuten können, lehrreicher geworden ist, als durch das, was ich erreicht habe, so dass auch die mir gewordenen Anerkennungen bei meinem Alter ein wenig moutarde après dîner sind. Ich möchte wenigstens andeuten, wie Irr- und Fehlgänge dieses Lebens nicht bloß in meinen eigenen Verhältnissen, sondern tief in schweizerischen und deutschen Misständen wurzeln.

Die Übernahme des religionsgeschichtlichen Unterrichtes an der aargauischen Kantonsschule vom Jahre 1901 an war für mich, ungefähr wie die Stellungnahme zur freiburgischen Politik, ein schweres, anscheinend unausweichliches Opfer für eine als gut erkannte Sache, ein Ausfluss meiner patriotischen Gesinnung, die aber in der Schweiz, so möchte man nach meinen Erfahrungen meinen, nicht hoch im Kurse steht. Zur Übernahme des genannten Religionsunterrichtes kam ich auf folgende Weise.

Man hatte im Aargau sofort nach der Bundesverfassungsrevision von 1874 den konfessionellen Religionsunterricht durch interkonfessionellen ersetzt, gewiss im Geiste der umgestalteten Verfassung, aber etwas voreilig. Auch manche fortschrittliche Kantone folgten nicht und der Bund ließ die heikle Materie liegen. Das neue Fach wollte an der aargauischen Kantonsschule nie recht gedeihen, der Widerstand der strengkirchlichen Protestanten und vollends der Katholiken war unüberwindlich, wie die religiöse Indifferenz der andern Seite, und so war man denn, zumal nach „Bismarks Gang nach Canossa“ drauf und dran, diesen Unterricht wieder fallen zu

lassen und den konfessionellen wieder einzuführen. Nach meinen nur einige Jahre zurückliegenden Erfahrungen in Murten schien mir ein solches Zurückweichen vor reaktionären Mächten bedenklicher, als den in Sicherheit sich wiegenden aargauischen Freisinnigen, und als Geschichtslehrer am Gymnasium rüttelte ich nun diese auf. Ich erklärte zwar, auch ich würde gegen den konfessionellen Unterricht nichts einzuwenden haben, wenn er, wie anderswo, bei uns noch bestünde. Nachdem man aber einen so prinzipiellen Schritt vorwärts getan habe, müsse man es machen, etwa wie jene Schweizer im Schwabenkriege, die mitten im eiskalten Rhein stehen blieben, um das Nachrücken ihrer Kameraden zu erwarten, als diese säumig waren.

Das mochte nun der konservativen Partei im Aargau, mit der ich im übrigen, bei ihrer damaligen wenig aggressiven Art und meiner aufrichtig toleranten Gesinnung sowohl auf politischem wie auf religiösem Gebiete, trotz meiner heikeln Stellung, während dreißig Jahren im Frieden gelebt habe, um so bedenklicher erscheinen, als man anlässlich meiner Berufung, von Freiburg her den Leuten das Gruseln hatte beibringen wollen, indem man ihnen eingeblasen hatte: Da bekämen sie einen schönen Geschichtslehrer! Der sei noch röter als die Sozialisten. In späteren Jahren hat ein ziemlich konservativer Mann in Aarau mir dies zur Aufklärung in Sachen lächelnd erzählt. In Wirklichkeit habe ich mich als Geschichtslehrer vom Parteileben grundsätzlich ferngehalten. Versuche, mich hineinzuziehen, schnitt ich ab mit den Worten: In Murten war es Ehrensache, auf die Seite des bedrängten Rechts zu treten. Hier will ich, dass jeder meiner Schüler das Vertrauen zu mir haben könne, ich lehre die Wahrheit, so gut ich sie selber wüsste, unbeeinflusst von Parteirücksichten. — Außer in den *Murtenbieter* habe ich nie politische Artikel geschrieben, und was ich dort hinein gab und sonst schrieb, trug meinen vollen Namen oder meine Initialen. Es war Andichtung, wenn ultramontane Freiburger Blätter behaupteten: Le directeur nous a calomnié à l'étranger.

Einstweilen blieb es nun hinsichtlich unseres Religionsunterrichtes noch beim alten. 1898 aber beschloss die Regierung, des unausgesetzten Drängens der konservativen Partei müde, den interkonfessionellen Unterricht, den bislang ein reformierter Pfarrer erteilt hatte, einem weltlichen Lehrer zu übertragen. Die Frage war

nur, woher einen solchen Lehrer nehmen. Ich wurde angefragt, schlug aber zunächst aus unter Hinweis darauf, dass ich wenige Jahre zuvor eine weit besser bezahlte anderweitige Lehrstellung u. a. darum ausgeschlagen hätte, um Raum zur Fortsetzung meiner wissenschaftlichen Arbeiten zu erhalten. 1901 wiederholte aber die Regierung ihre Zumutung. Sie hatte keinen andern Ausweg, als diesen, wollte sie den interkonfessionellen Unterricht nicht preisgeben. Schweren Herzens sagte ich nun zu. Ich wusste, dass ich damit alle Hoffnung begrub, durch weitere wissenschaftliche Leistungen mir den Weg zur Hochschule zu öffnen. Ich versäumte immerhin nicht, bei Gelegenheit die Oberbehörde darauf aufmerksam zu machen, dass ich mir durch diese Übernahme vielleicht den Groll der konservativen Partei zuziehen könnte, die möglicherweise ohne meine Übernahme des Faches ihr Ziel, die Wiederherstellung des konfessionellen Religionsunterrichtes, erreicht hätte.

Umsonst ist das Opfer ja nicht gewesen. Ich habe während zwölf Jahren die Möglichkeit und Lebensfähigkeit solchen Unterrichtes erwiesen. Bis zu einem Viertel ihres Bestandes nahm die Schülerschaft an dem freiwilligen Unterricht teil. Die Schülerschaft des Gymnasiums kam oft in fast vollzähligen Klassenbeständen. Ich webte vieles von philosophisch-propädeutischem Unterricht ein, z. B. Geschichte der griechischen Philosophie, vermied tunlichst die Kirchengeschichte, weil sie das Trennende hervorgehoben hätte, und gab dem Fache ganz den Charakter eines Freifaches. Die Lehrweise war hochschulmäßig, wie übrigens auch mein Geschichtsunterricht an den obersten Gymnasialklassen. Denn am aargauischen Gymnasium wird die Maturität normalerweise mit zwanzig Jahren gemacht.

Einer so übermäßigen Vortraganstrengung versagten sich aber schließlich, wie ich im voraus befürchtet und der Erziehungsdirektion zu bedenken gegeben hatte, meine Stimmorgane. Nach verschiedenen Beratungen mit Spezialärzten und vergeblichen Versuchen mit Kurorten musste ich zu Neujahr 1909 die Hauptstelle aufgeben, jedenfalls um Jahre früher, als es ohne jene Überladung der Fall gewesen wäre, und das war die zweite große Benachteiligung infolge der Übernahme des religionsgeschichtlichen Unterrichtes, die durch mehrfaches Entgegenkommen seitens der Oberbehörde in Form von Gewährung von Urlauben natürlich nicht ausgeglichen wurde.

Und bei der Pensionierungsfrage erhoben sich nun auch noch, durch Verschuldung eines während dieser Verhandlungen Verbliebenen, Differenzen zwischen ihr und mir. Der Große Rat, an den ich mich schließlich wandte, gab mit einer sehr unbedeutenden Mehrheit der Regierung Recht, weil die konservative Partei fast geschlossen gegen mich stimmte. — Ich würde diese Vorkommnisse hier nicht erwähnen, zumal da auch die Regierung später mir in etwas entgegengekommen ist, wenn es nicht unvermeidlich wäre, um eine denkwürdige Tat meiner braven Schüler ins rechte Licht zu setzen. Dass mir bisher darüber Stillschweigen auferlegt war, hat mich schwer gedrückt. „Fünfundzwanzig Jahrgänge ehemaliger aargauischer Gymnasiasten“ nämlich, so heißt es in der herzbewegenden Urkunde vom 1. März 1910, „erlauben sich in unauslöschlicher Dankbarkeit dem Lehrer, als bescheidenen Zoll der Liebe, darzubringen, was der Staat seinem Angestellten als Recht versagen zu müssen glaubte.“ An der Spitze stand, was ich nur diskret erfahren habe, der seither der Wissenschaft, dem Vaterland und den Seinen allzufrüh entrissene Dr. Hermann Blattner von Brugg, Mitredaktor am *Neuen schweizerischen Idiotikon*.

\* \* \*

Es würde meiner Stimmung und meinem gesamten Leben am besten entsprechen, hiemit zu schließen, hätte ich nicht manch anderer Dinge, und zwar zunächst noch weiterer Zeugnisse der Liebe zu gedenken, die ich außerdem erfahren durfte.

Schon auf die diesem hochherzigen Akte vorausgegangene Weihnachten hatten mir die „Gymnasiasten der aargauischen Kantonsschule von 1909“, anlässlich meiner Aufgabe der Hauptstelle, die Jubiläumsausgabe von Goethe und die *die Singvögel* enthaltenen Bände der Neuausgabe von J. Fr. Naumann überreicht. Man weiss ja, dass ich mich viel mit Ornithologie beschäftigt habe. Auch das aber darf nicht als berufsstörende Zersplitterung aufgefasst werden. Mein besonders auch in Aarau so sehr mitgenommenes Stimmorgan bedurfte reichlicher Ausflüge in Höhenluft und Wald; fast noch mehr mein vom Denken zermartertes, nicht selten auch von Sorgen umwölktes Gehirn der Ablenkung. Aus dem gleichen Grunde beschäftigte ich mich im Herbst, wo die Singvögel schweigen,

mit Pilzen. Dass ersteres mein für Lautlichkeiten besonders empfängliches Ohr, beides die angeborene naturwissenschaftliche Neigung befriedigte, war um so besser. — Es wird meine Christkindlein von dazumal freuen, zu vernehmen, dass jene Werke heute noch in fast täglichem Gebrauche das Geistesleben meines Alters begleiten. Es gilt den Spendern, dass ich in diesen Erinnerungen so oft Goethe anführe. Was die Vöglein mir Liebes singen, kann ich leider nicht in Noten hieher setzen. Das verstünde allenfalls, als Inhaber eines Mozartpreises, jener Schüler (Werner Wehrli) besser, der mir zum 70. Geburtstag ein verfängliches Pantanderlied, in Musik gesetzt, übersandt hat. — Hier angekommen, möchte ich doch auch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, was ich im Besondern auch von dankbaren Schülerinnen zu erzählen wüsste. Aber ich weiss, ich soll nicht. Also denn nur die Andeutung, dass die edelsten Frauengestalten meines Erlebens nicht in meiner Dichtung stehen. *Pantander* wäre mir sonst vielleicht doch im Endlich-Unendlichen stecken geblieben. —

Zu verdanken habe ich weiterhin eine ganze Reihe von Huldigungen in aargauischen Zeitungen, die auch anlässlich meines Rücktrittes von der Hauptstelle, offenbar von Schülern — Namen kenne ich nicht — erschienen sind, dazu zahlreiche Arbeiten von Schülern, die mir im Laufe der Jahre und auch jetzt übersandt worden sind und die ich nicht immer habe verdanken, geschweige denn besprechen können. Ferner zahlreiche Kollektivkarten von versammelten Kollegen, Freunden und Schülern, die mich hier öfter die Einsamkeit vergessen lassen. Die neueste Karte derart trägt an der Spitze den Namen unseres hochverehrten Bundespräsidenten und ist abgesandt anlässlich seiner neulichen Anwesenheit in Aarau. Er hat bei seiner schweren Amtsarbeit auch seither noch liebe Worte des Dankes und der Anerkennung für mich übrig gehabt. — Dann gedenke ich hier der Abschiedsworte, die mir neben Herrn Käslin im Jahresberichte der aargauischen Kantonsschule für 1915/16 von Rektor Dr. Aug. Tuchschmid gewidmet worden sind, ganz im Sinne meiner eigenen Behandlung geschichtlicher Dinge, schlicht, wahr und wohlmeinend. — Eben aber, wie ich dies schreibe, kommt noch in den *Schweizerischen Blättern für Ornithologie* (Nr. 48), zu meiner nicht geringen Überraschung, von dem ehemaligen Schüler Dr. O. Mauch in Aarau ein überaus feinfühliges Wort über die

langjährigen Beobachtungen auf diesem Gebiete, die ich in verschiedenen Zeitschriften (außer in der genannten noch in der *Tierwelt*, s. Z. auch in der *Gefiederten Welt* und wohl in noch andern) niedergelegt habe. Auch das tat ich zu meiner seelischen Erfrischung. Dass ich damit auch andere erfrischt habe, leuchtet sonnig aus dem Genrebildchen, das der Genannte von mir entworfen hat. — Ebenso hat mir nachträglich ein früherer Kollege, einst Schüler, Herr Adolf Weibel, Zeichnungslehrer an den höhern Lehranstalten in Aarau, das ernste Bild des untern Walensees, wo meine Geburtsheimat liegt, übermacht, den See verglimmend in letztem, goldenem Abendschein, der leise auch noch, vom Leistkamm herüber, Amden und das Gelände des Mattstocks überhaucht — wunderbar innig und sinnvoll. — Es werden dann ferner noch einige leben von dem wackern Kollegium in Burgdorf, das mich 1906 in tiefstem Leide, ein Vierteljahrhundert nach meinem Weggang vom dortigen Gymnasium, mit einer korporativen Bezeugung der Teilnahme erquickt hat. Es klingt wie ein fernes Echo jener Berner Zeit, dass die Berner *Schulreform* in Nr. 17 ihres zehnten Jahrganges den Käslinschen Jubiläumsgruß abgedruckt hat. — Den treuen Bernerseelen meinen Gruß! — Unter den Kollegen meiner hiesigen Adoptivheimat hat alt Seminardirektor und Erziehungsrat Dr. Th. Wiget in der *Schweizerischen Lehrerinnenzeitung* (Nr. 4, 1917) meiner freundlich gedacht. —

Ein Bild beschwört das andre herauf, ich darf den Raum dieser Zeitschrift nicht über das Unerlässlichste hinaus in Anspruch nehmen, aber unmöglich vorübergehen kann ich einmal an der Aarauer Bürgerschaft, in der es damals eine Reihe hervorragend tüchtiger Menschen und wirkliche Originalitäten gab. Noch weniger alsdann an der langen Reihe meiner Aarauer Kollegenschaft, die, nach Überwindung früherer, einst oft genannter Unstimmigkeiten, die mir fast nur vom Hörensagen bekannt geworden sind, sich im Gegenteil durch eine überraum seltene freundschaftliche Stimmigkeit ausgezeichnet hat. Man konnte auch was Rechtes lernen in diesem Kreise, denn es gehörten Männer dazu, deren Namen und Leistungen ich nicht zu nennen brauche, sie haben selber dafür gesorgt, dass man sie kennt. — Diese Stimmigkeit des Kollegiums aber, die, wie ich mit Freude auch den vielen Zuschriften zu meinem silberweißen Ehrentage entnehme, sich auf die

jüngere Generation vererbt hat, möge, zur Stärkung für die Lehrenden, zum Segen für die Lernenden, immerdar zu andern Zierden hinzu eine Zierde der Stätte bleiben, auf die die Manen so ernststrebender Bildner der Jugend niederschauen. „Sie ruhen von ihrer Arbeit, doch ihre Werke folgen ihnen nach.“

Ich aber hebe im Geiste meine Augen empor zu den freundlichen Jurabergen, die das Städtchen umstehen, wo ich mit jenen und mit so vielen andern lieben Freunden und Bekannten den reichen Kranz von Jahren verlebt habe, die nun wie ein Traum vor mir auftauchen. Mir wird, als wäre ich selber so ein alter Berg, und sie beugten sich mit mir in die Runde über die vielen Gräber. Und mir ist, als seufzten sie tief auf mit mir. — — —

\* \* \*

Es ist gut, dass noch einige härtere Saiten übrig sind, die ich anzuschlagen habe.

Sowohl Freund Käslin als Wyß haben in betreff von Eduard Sievers eine vorwurfsvolle Andeutung gemacht, die von mir nähern Aufschluss erheischt. Eigentlich hat vor fast vierzig Jahren schon Wilhelm Scherer (Berlin) in einer gedruckten Äußerung auf diesen Punkt getippt, und im Jahre der deutschen Philologenversammlung in Zürich, ich glaube 1885, hat sich Friedrich Kluge, der mich damals in Aarau besucht hat, zu mir geäußert: Man halte sich in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands darüber auf, wie Sievers gegen mich gehandelt habe. — Ich wartete damals noch immer auf Aufklärung von Sievers selber und sagte nicht viel darauf. Es muss mir aber bei meinem Alter jetzt daran liegen, diese Sache, soweit ich es vermag, aufzuhellen, damit es nicht den Anschein gewinne, als hätte ich meinerseits Grund, irgend etwas im Dunkeln zu lassen.

Wie ich bis zum Erscheinen meiner *Kerenzer Mundart* zu Sievers stand, habe ich in der Vorrede dazu, die ihm besonders gefiel, und hat Sievers selber in der Vorrede zu seiner *Lautphysiologie* (die er in späteren Auflagen *Phonetik* betitelt hat) in dem von Käslin angeführten Passus dargelegt. Noch etwa sechs Jahre danach habe ich mit Sievers in regem und freundschaftlichem Verkehr gestanden ohne jede Misshelligkeit. Dass auch er seiner *Lautphysiologie* die Jahrzahl 1876 vorsetzte, wie sie meine *Kerenzer*

Mundart trug, obschon diese früher gedruckt wurde, wird buchhändlerischen Gepflogenheiten entsprochen haben; ich sagte mir, die Vorrede gebe ja genügenden Aufschluss. Nachdem Sievers dann freilich in der *Phonetik* jenen Passus weggelassen hat, mag dies anstößig erscheinen. Auf die von Käslin angegebene Wendung war ich, als die *Phonetik* (anfangs der achziger Jahre) erschien, ganz unvorbereitet. Sievers schickte mir diese *Phonetik* zu *ohne Brief*. Er sagt in der Vorrede, mein Vokalsystem sei veraltet, bei den Engländern habe er das Richtige gefunden, was meiner Ansicht nach unzutreffend ist. Er verkehrte damals wohl viel in englischen Kreisen, da er sich mit einer Engländerin verheiratet hat. Ich war sehr überrascht, wartete immer auf Erklärung der Sache durch Sievers und schrieb ihm daher auch nicht, also auch keine Empfangsbescheinigung. 1890 sandte ich ihm ein *Pantanderexemplar*, auch ohne Brief. Er schwieg weiter. Später luden mich seine Schüler ein zu Geldbeiträgen anlässlich zweier Jubiläumsfeiern für Sievers. Ich lehnte ab unter Hinweis auf obigen Sachverhalt. Dabei blieb es, die Schüler antworteten auch nicht. Das ist alles, was ich in dieser Sache selber weiß.

Ich gestehe, dass mich diese Erfahrung, mit andern ähnlichen zusammen und mit solchen, die ich Andere machen sah, auch zu einem Teile veranlaßt hat, keinen weitern Anschluss an deutsche Professoren zu suchen, trotzdem u. a. Wilhelm Scherer — Berlin — (der offenbar mit Sievers nicht gut stand) und später noch G. von der Gabelentz in seinem Werke *Die Sprachwissenschaft* (Leipzig, Tauchnitz 1891) meiner sehr freundlich gedacht haben. Ich betone dabei, dass ich den Genannten abgesehen von meinem Buche völlig unbekannt war. Noch 1903 in Lugano, gelegentlich eines ersten Kurversuches, wusste ein alter würdiger Gymnasialrektor von Hannover (Hornemann), als er meinen Namen hörte, sofort, mit wem er es zu tun hatte. Hans Delbrück alsdann, der bekannte Linguist, bei dem ich Veden gehört hatte, begrüßte meine *Naturlaute und Sprache* sehr sympathisch, während freilich H. Suslachi, der über das gleiche Thema schrieb, mich zwar gelegentlich bestritt, aber ohne mich namhaft zu machen. Er wurde zwar von einem ehrlichen Dritten gerügt, aber ohne weitern Erfolg. Das Totgeschwiegen- und auch das Geplündertwerden samt sonstigen modernen Praktiken habe ich hinlänglich erfahren. Um so leuchten-

der hebt sich dann unter einer großen Zahl von (allerdings nur inländischen) *Pantander*-rezessenten wieder *Flachsmann als Erzieher* (Otto Ernst) hervor, dessen Käslin und Wyß zu meiner Freude gedacht haben. Ich sehe, daß auch dieser gewissen Klüngeln, die nach der Maxime zu handeln scheinen: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns, schwer im Magen liegt, und erlaube mir, obwohl ihm persönlich gänzlich unbekannt, ihn bei dieser Gelegenheit recht herzlich zu grüßen.

Der Verkehr mit solchen Männern hat mir ja freilich bei meiner Entwicklung sehr gefehlt. Aber außer dem genannten Grunde, ihn nicht anzuknüpfen, hatte ich einen noch viel triftigeren andern: Es gebrach mir dazu — die nötige Zeit. —

Die obigen, gegen meinen Wunsch und Willen, nach meinem Empfinden unvermeidlich gewordenen Aufschlüsse über mein Verhältnis zu E. Sievers scheinen mir auch nähere Auskunft aufzuzeigen *hinsichtlich meines Verhältnisses zum Neuen schweizerischen Idiotikon*. Es ist ja unausweichlich, dass nach dem Gesagten gefragt wird, wieso es denn habe geschehen können, nachdem ich mich im Alter von 30 Jahren über meine spezifische Befähigung für diese Materien dermaßen ausgewiesen hatte, daß ich mit dieser Unternehmung sozusagen rein nichts zu tun gehabt habe, während sie zur Zeit des Erscheinens meiner *Kerenzer Mundart* doch erst in Vorbereitung war und es noch ein halbes Dutzend Jahre dauerte, bis davon das erste Heft erschien.

Ich habe die *Kerenzer Mundart* bekanntlich während meines fünfjährigen Aufenthaltes in Deutschland in der Form verfasst, in der sie erschienen ist, und stand daher in keinen Beziehungen zu den Begründern des *Neuen schweizerischen Idiotikons*, die von mir nichts wussten. Dagegen habe ich Herrn Dr. Fritz Staub, dessen große und opfervolle Hingabe an jenes Werk ich immer durchaus gewürdigt habe, Bogen für Bogen meiner Arbeit, jeweilen nach Fertigstellung, sofort zugesandt und ihm und Herrn Professor Dr. L. Tobler damit meine Aufmerksamkeit und meinen Wunsch, ihnen näher zu treten, bekundet.

Ich machte Herrn Staub alsdann einen Besuch. Dabei gab ich meiner Ansicht Ausdruck, es sollten in einem neuen Idiotikon die Lautverhältnisse in erster Linie und möglichst sorgfältig zur Darstellung kommen, u. a. auch wegen ihrer Wichtigkeit für die Be-

leuchtung der ethnologischen Verhältnisse der Schweiz. Staub hat seine abweichende Ansicht in einer abfälligen Bemerkung auf der ersten Rückseite des Umschlages des ersten Heftes des neuen Idiotikons kund getan ohne mich zu nennen. Vielleicht ist da eine kleine Menschlichkeit untergelaufen. Während ich mit Staub sprach, hielt ich plötzlich inne und bat ihn, ein gewisses *e* nochmals auszusprechen, das bei ihm anders laute, als bei mir. Er stellte das in Abrede und rief schließlich die Kopistinnen am andern Ende des Saales als Zeugen an, die mir sofort Recht gaben. Er schien darüber etwas verstimmt zu sein. —

Offenbar lag Staub die kulturgeschichtliche Seite des Werkes, der Sprachgebrauch und dgl. näher, als die lautliche Seite. Um so mehr ist es schade, dass wir uns nicht haben ergänzen können. Bei jener Begegnung äußerte er sich auch dahin: In zwanzig Jahren spreche kein Mensch mehr schweizerdeutsch. Es gelte nun, in seinem Idiotikon dieser Mundart ein abschließendes Monumentaldenkmal zu setzen, es müsste erschöpfend sein. Ich erwiderte ihm, zu einem solchen Werke fehlten die Vorarbeiten. Um diese anzuregen und ihnen eine feste Grundlage zu geben, wäre es besser, zunächst den alten Stalder auf die Höhe der Zeit zu erheben, was in wenigen Jahren ausgeführt werden könne. Ein so langstichtiges Werk dagegen wie er es vorhave, werde zu einem Hemmnis für die Forschung für die ganze Zeit seines Erscheinens, da niemand wissen könne, was alles in den Zeddelschachteln der Zürcher Materialsammlung verborgen sei.

Es scheint nun beinahe, als hätte Staub dem Argwohn Raum gegeben, ich möchte ihm bei seinem Lebenswerke irgendwie in die Quere kommen, vielleicht auch wurde er darin bestärkt, dadurch, dass ich eine Anstellung in Burgdorf einer mir von Erziehungsdirektor Sieber provisorisch angebotenen an der zürcherischen Töchterschule vorzog. In Burgdorf kam mir nun bald ein Brief zu von einem Manne, der im Kreise des Idiotikonskränzchens (ich war ein paar Mal zu dessen Sitzungen eingeladen worden) belächelt worden war. Weiter wusste ich nichts von ihm. Der schlug mir eine Zusammenkunft vor zur Beratung eines Vorgehens gegen Staub, da dieser mit seinem Eigensinn die Sache des Idiotikons auf einen Holzweg leite. Ich sei der Mann, dem zu wehren. — Meine Antwort lautete: Auf geheime Machenschaften

lässe ich mich nicht ein. Was ich am Plane Staubs auszusetzen hätte, sei diesem von mir bereits mitgeteilt worden. — Das trug mir nun eine sackgrobe Antwort ein u. a. des Sinnes, ich müsse noch manches Mümpfeli Brod essen, bis ich alles wisse, was ich mir einbilde. Was mir aber zu denken gab, war, dass der Schreiber im nächsten Jahresbericht der Idiotikonskommission (für seine Verdienste um deren Materialsammlung) ein vollgestrichenes Lob erntete. Da ich mit diesem Mann sonst nicht verkehrt und ihn nie gesehen habe, so weiß ich für seine angegebene Äußerung keinen andern Grund als dies, dass Staub mich bei jener Begegnung fragte, wofür ich das *i* im ersten Zusammensetzungsbestandteil von G'vätterli-Rustig halte. Ich wusste damals keinen Bescheid hierauf.<sup>1)</sup>

Später wurde ich von Bernern ersucht, ich möchte ein bernisches Idiotikon schaffen. Ich war nicht abgeneigt und entwarf Richtlinien dazu, zugleich aber schrieb ich Staub von diesem Vorhaben und ersuchte ihn um Wegleitung, wie wir dieses Unternehmen zu einer Ergänzung des seinigen gestalten könnten. Denn ich möchte ihm in keiner Weise hinderlich werden. Er antwortete darauf mit einer bloßen Korrespondenzkarte, kalt ablehnend. — Danach hatte ich in Burgdorf bis zur Gefährdung meiner Gesundheit meine Zeit mit nach meinen Begriffen unfruchtbaren Schulexperimenten zu verlieren, so dass ich jenes Vorhaben aufgeben musste. Eben darum folgte ich im Sommer 1880 einer Berufung zum Schuldirektor in Murten, wo, wie schon berührt, mir eine leichte Aufgabe in Aussicht gestellt wurde. Auch war die Schulfreundlichkeit Murtens verlockend, das längst seinen ganzen Bürgernutzen Schulzwecken zugewandt hatte, und das Klima war meiner etwas angriffenen Gesundheit günstig.

Ich hatte in Murten bereits alle Hände voll zu tun, als, fast gleichzeitig mit dem erwähnten Erscheinen von Sievers *Phonetik*, auch das erste Heft des *Neuen schweizerischen Idiotikons* erschien, das mir Staub sandte mit einem Begleitbrief des Inhalts, dass der finanzielle Stand der Unternehmung ihm nicht gestatte, mir ein

---

<sup>1)</sup> In der Folge habe ich mir klar gemacht, dass es aus der Infinitivendung zu verstehen sei. Kerenzen bietet in dieser Art u. a. noch Färli-Schwî (Mutterschwein, von färle d. i. junge Schweine werfen). Anderwärts hat man Rîti-Seil und Rîti-Seile, bei Prof. L. Schröter, *Ratgeber für Bergsteiger*, den mir der Herr Verfasser freundlichst übersandt hat, findet sich Sueggi-Schnee, Märtschi-Stelle.

Freixemplar anzubieten, außer wenn ich mich zur Rezension des ganzen Werkes verpflichte. Es wurde mir auch in irgend einem Zusammenhange gesagt, eben diese Finanzlage gestatte nicht, mich nach Zürich zu ziehen, wo ich bei meiner starken Familie nicht würde leben können. Beides verhielt sich wirklich so. Ich schrieb Staub sehr resigniert, ich müsste aus Zeitmangel auf die Rezension, die er mir anbot, verzichten so gut wie auf weiteres Forschen auf diesem Gebiete überhaupt. Und trotz der abfälligen Bemerkung Staubs auf der Rückseite dieses ersten Heftes fügte ich doch bei: Wenn ich bisweilen geglaubt hätte, annehmen zu müssen, er führe etwas gegen mich im Schilde, so lasse mich sein Anerbieten nun erkennen, dass ich mich darin geirrt habe.

Viel später schrieb mir die Redaktion des *Idiotikons* noch einmal, es stünde mir eine große Kiste Material zur Verfügung, falls ich eine schweizerdeutsche Grammatik verfassen wollte. Ich musste auch darauf verzichten, so gut wie dritterseits auf ein Angebot des bekannten Buchhändlers Trübner, damals in Straßburg, der mir für eine schweizerdeutsche Grammatik das höchste übliche Honorar anbot. Meine Antwort lautete, dieses Honorar würde noch lange nicht reichen zur Vergütung der Reisen, die ein solches Unternehmen nötig machen würde, und dazu müsste ich diesem meine ganze Zeit widmen können.

Der Ausklang meiner germanistischen Betätigung war die Beschäftigung mit deutscher Metrik, worüber ein umfänglicheres Manuskript entstanden ist, das ich aber nicht bis zur Drucklegung vollenden konnte. — Wie man sieht, hat es mir nicht an zäher Ausdauer gefehlt, mich auf diesem Gebiete zu halten, aber die Verhältnisse waren stärker, als mein Wille. Um so mehr freut es mich nun, in dem Jubiläumsaufsatze Käslins eine Zuschrift des derzeitigen Chefredaktors des *Idiotikons*, Herrn Professor Dr. A. Bachmann zu finden, die auch von dieser Seite eine vollgültige Anerkennung dessen enthält, was mir zu leisten beschieden gewesen ist. — Außerdem haben die zahlreichen Forscher, die, mehr oder weniger nach dem Vorbilde der *Kerenzer Mundart*, in grammatischen Arbeiten einzelne Gebiete der Schweiz bearbeitet haben, es an Aufmerksamkeit für mich nicht fehlen lassen. Statt vieler erwähne ich in dieser Beziehung nur die überaus fleißige Arbeit meiner Landsmännin C. Streiff über die *Glarner Mundart*.

Die Schweiz ist eben zu klein für solche Spezialtalente. Oft genug machen wir uns dann auch noch kleiner, als wir sind, und das ist auch einer der Gründe für unsere Bevormundung durch das Ausland und die geistige Überfremdung.

\*       \*

Zu meinem Glücke ging ich nie auf einem Bein allein und fühlte Befriedigung nicht bloß bei dieser Gangart. Ich hatte schon viele Jahre in Aarau als Geschichtslehrer gewirkt, als einmal auch Bundesrat Welti unsren Maturitätsprüfungen beiwohnte. Es war damals mein Brauch, den Experten einfach das ganze in den Oberklassen durchgenommene Pensum zu nennen und sie einzuladen, mir nach Belieben ein Thema daraus zu bezeichnen, von dem aus ich dann in der Prüfung rösselsprungartig das weite Feld der Geschichte bestrich, ohne irgendwelche spezielle Vorbereitung für irgendeine Partie, sondern so, wie es mir der Augenblick eingab. Nach der Prüfung trat Herr Welti auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte: „Nun habe ich wieder einmal gehört, was Geschichte ist. Ich danke Ihnen Herr Professor.“ Welti war bekanntlich ein Geschichtskenner.

Ich darf aus diesen und ähnlichen Vorkommnissen schließen, daß meine nun längst im praktischen Leben stehenden Schüler, unter ihnen hochgeschätzte Historiker und Staatsmänner (auf Namensnennung darf ich mich nicht einlassen), mir nicht bloß aus Pietät so vielfältig gesagt haben, sie hätten bei mir gelernt, „dass zu allen geistigen Dingen der große Ernst gehört, das Streben nach Wissenschaftlichkeit und Vertiefung, die Ablehnung des Dilettantismus — das Verständnis für die geschichtlichen Zusammenhänge, die Freude an den historischen Studien.“ Diese Worte stammen aus kompetenter Feder. Ähnlich schreibt übrigens a. a. O., auch Wyß. Ich führe das, wie anderes, natürlich nicht an, um mich damit zu schmücken. Ich war nie anspruchsvoll und das Alter macht bescheiden. Sondern damit man meinen Jubiläumssprechern glaube, wenn sie, jeder in seiner Weise, sagen, dass „ein Allgefühl meine Seele in guten und bösen Tagen immer wieder über die Niederungen der Alltäglichkeit emporgetragen habe.“ Ohne die Nötigung, auf verschiedenen Gebieten und namentlich auch auf dem der Geschichte zu arbeiten, hätte ich dieses Allgefühl nicht erschwungen, ich wäre

dann ein Spezialgelehrter geworden und der Pantandermensch in mir wäre verkümmert. Was mir an fachlicher Rundung des Wissens verloren gegangen ist, habe ich an persönlicher Ganzheit gewonnen. Und wenn ich auch noch so oft das Leben entlang mein Schicksal grausam gefunden habe: jetzt, beim Abschluss, lasse ich das „In-einanderrechnen“, wie Pfarrer Altherr sich ausdrückt, oder für mich noch passender das Zusammenschauen des Lynkeus von seinem Turme. Ich kann zu diesem von Käslin eigenstens für mich ausgesuchten Bilde nur sagen, was der jüngere Cyrus zum griechischen Passwort: *Ἄλλαδέχομαι, καὶ τοῦτ’ ἔστω!*<sup>1)</sup>

Ich bin denn auch nicht etwa aus weltflüchtiger Stimmung, sondern in erster Linie um der Gesundheit eines Kindes willen, das im zartesten Alter im eidgenössischen Militärdienste den Vater verloren hat, hieher gekommen. Dazu erlaubt mir mein Halszustand die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben der bewegteren Welt nur noch ausnahmsweise, und die Stille tut meinen Nerven wohl.

Da steige ich denn in der guten Jahreszeit wohl etwa noch empor zu jener lichten Höhe, wo schon mein seliger Vater dem Zusammenläuten der Sonntagsglocken aus sieben Dörfern andächtig gelauscht hat, und wo sich mein Knabenleben entfaltet hat. Als ich später in des Tales grauem Dunst und Staub die Jugend unterrichtete, war es mir immer, ich müsste sie auch emporheben in diese reinere Welt, der am wunderblauen Himmel hellere Sterne leuchten und wo im Anblick der rosigen Churfürstenhäupter und der sammetgrünen Matten aller Schmerz des Lebens in der hoffenden Seele sich auflöst. Hoffend — für andere. Das ist die seligste Hoffnung.

Das ist dann mein lynkeischer Turm.

Ihr seht, meine lieben Schüler, ich habe von vielen Seiten reichlich empfangen, und das Empfangene, durchleuchtet von eigenen Gedanken, weiterzugeben war mir eine Herzensfreude. Möge sie Euch irgendwie ebenfalls zuteil werden!

Damit entbiete ich allen meinen Verehrern und Verehrerinnen innigen Dank und herzlichen Fest- und Zukunftsgruß!

NATURBRÜCKE BEI KRUMMENAU  
zu Weihnachten 1916

JOST WINTELER

<sup>1)</sup> Das lass ich mir gefallen und also sei es!

